



STIFTUNG
Kunstsammlung
Albert und Melanie
RÜEGG

Christine Knuchel – In allen Dingen die Ruhe suchen

Ausstellungsdauer: 4. Dezember 2021 bis 26. Februar 2022

Rämistrasse 30 | 8001 Zürich | Telefon 043 818 54 06

Die zweite Ausstellung von Christine Knuchel in der Rüegg-Stiftung – nun in neuen, traditionsreichen Räumen –, regt dazu an, über das Verhältnis zwischen Natur und Kunst nachzudenken. Knuchels Realismus, ihr Naturalismus macht Momente der Berührung durch vordergründig unscheinbare Begegnungen mit der Natur nachempföndbar. Ihre Kunst gibt diesen individuellen Begegnungen mit der Natur einen dauerhaften, kollektiven Wert. Dieses im Grunde soziale Anliegen des Teilens einer persönlichen Erfahrung und Empfindung verbindet das Werk Knuchels mit den Arbeiten der Stiftungsgründer Melanie und Albert Rüegg. Auch ihnen ging es darum, die Art und Weise, wie sie die Welt sahen, mit uns zu teilen: Melanie im vibrierenden Nachfühlen von innigen Szenerien – Albert in der direkten Konfrontation mit Ausschnitten aus der Alltagswelt.

<Neben dem Beschauer säuselten und rauschten schon die einzelnen dünnen Halmen des Heckengrases von dem Windchen erregt, das sich nach so langer stiller Zeit erhob, und den Umschwung der Dinge verkündete. Auf dem wärmeren Tieflande, das gegen Mittag ist, und auf dem ganzen Gürtel des glänzenden Hochgebirges der Alpen, wodurch es am Rande beschlossen wird, lag noch der helle, leuchtende Sonnenschein, als würde erst später über jene gesegneten Länder das traurige Nasskalt des späten Herbstes hereinbrechen.> Die Passage aus Adalbert Stifters Erzählung <Der Waldgänger> aus dem Jahr 1847 zeugt von einer Geistesverwandtschaft zwischen dem Erzähler, der beschreibt wie ein Maler, und der Malerin Christine Knuchel, von der man vielleicht sagen könnte, dass sie malt wie eine Erzählerin. Stifter beschreibt und begreift die Natur als lebendigen Kosmos, ständig in Veränderung, ständig reagierend auf Licht und Luft, ständig dem Wandel der Zeit ausgesetzt. Und natürlich als Sinnbild und Ausdruck eines grösseren Zyklus von Werden und Vergehen.

Dass die Natur lebt, genauso wie wir Menschen, erlebt man auf dem Land. Hier ist die Malerin Christine Knuchel zu Hause: im tiefsten Aargau. Ein paar Schritte von ihrem Wohnort entfernt, findet sie bereits Motive für ihre Malerei. Ihr Blick neigt sich dabei nach unten, streift durch Gräser, Blumen, Halme. Die Perspektive ist die eines Tieres. Ihr Blick hält still im durchaus Gewöhnlichen, Unspektakulären, und entdeckt genau hier, im vermeintlich Unbedeutenden, etwas, das sich festzuhalten lohnt. Entdeckt hier Bedeutung.

Bedeutung liegt für Christine Knuchel in einer ganz bestimmten Konstellation aus Raum und Zeit, von Ausschnitt und Licht. In einem erhellenden Schlüsselmoment, der auch das Dunkel, der auch Schatten kennt. Malerei ist Lichtkunst. Knuchels Malerei entwickelt sich ganz aus dem Dunkel heraus. Anfangs ist die Leinwand nicht weiss sondern schwarz grundiert. Aus dem tiefen Schwarz arbeitet sie sich in einem Prozess, der sich für ein einziges, grossformatiges Bild über neun Monate erstrecken kann, ins Licht.

Seit einiger Zeit malt die Künstlerin ihre Bilder nach Fotografien. Das Licht der Lichtkunst Malerei vermag aber keine Fotografie zu spenden. So sind Knuchels Bilder auch nicht wirklich fotografierbar. Ihr eigentlicher Zauber ereignet sich nur vor dem Original. Ob dieses malerische Kunst-Licht natürlich ist, darüber liesse sich debattieren. Es erweckt immerhin den Anschein, dass es natürlich sei. Es ist nicht unmöglich. Und doch ist es ein Licht, das rar ist. Es sind diese ganz speziellen Momente, in denen alles stimmt, in denen das Dunkle mit dem Hellten korrespondiert und in Einklang steht – in denen die Zeit stillsteht.

Im Gespräch mit der Künstlerin zeigt sich, dass sie nicht über die Darstellung dieses Moments hinauswill. Sie will somit nichts überhöhen. Es liesse sich aber wohl auch nichts überhöhen – denn diese Momente, in denen alles stimmt, lassen sich nicht steigern. Sie sind vollkommen, sie tragen alles in sich, was die Natur – und unsere Wahrnehmung von ihr – so einzigartig macht. <Wie viel braucht es, dass dieses Gefühl, das ich in der Natur vor dem Motiv gehabt habe, wiedererscheint?> – das sei die Frage, die sie beim Malen antreibe, beschreibt die Künstlerin. Es überhaupt wieder entstehen zu lassen, <dieses Gefühl>, muss schwierig genug sein. Schliesslich ist Malerei künstliche Natur, die sich auf zwei Dimensionen abspielt, und die weder Geruch noch Geräusch kennt. <Die Amsel hat gesungen>, erzählt die Künstlerin. Wie lässt sich der Gesang der Amsel in Malerei übersetzen? Genau das ist die Herausforderung dieser Kunst.

<Natur ist immer viel interessanter als das, was uns in den Sinn kommt.> Deshalb erfindet Knuchel kaum etwas in ihren Bildern. Warum ist Natur interessanter, als das, was wir uns vorstellen können? Weil in der Natur auch das äusserst Unwahrscheinliche vorkommt? Weil das Hochspannende neben dem Todlangweiligen stehen kann? Weil Natur viel komplexer ist, als wir uns das einbilden können? Wir sprechen mit der Künstlerin über die besondere Biegung eines Grashalms. Über die Wichtigkeit, dass sich der Grashalm exakt so biegt, wie er sich biegt. Über das, was uns diese besondere Biegung sagen kann. Über das Alter des Grashalms somit, über seine Gesundheit, über sein Befinden.

Und dann das Licht: über den Glanz auf einem Blatt. Der mit dem nächsten Windchen entschwinden könnte. Oder mit dem Lauf der Sonne. Oder mit der Ernährung des Blattes, die sich auf seine Oberfläche auswirkt. Diese Mikrokosmen verwebt Knuchel, verwebt die Natur zu einem komplexen, grösseren Ganzen, von dem ihre Kunst eine Vorstellung gibt. Eine Vorstellung wie auf einer Bühne – Standbild einer natürlichen Inszenierung.

Ausnahmen gibt es: dass die Künstlerin etwas erfindet, dass sie etwas hinzufügt (weglassen scheint seltener vorzukommen). Wenn man sie kennt, diese erfundenen Ausnahmen, meint man auch die Unterschiede zum naturalistisch Wiedergegebenen zu erkennen. Die erfundenen Passagen wirken ein wenig bewegter, dynamischer – die (vermeintlichen?) Wiederholungen des in der Natur Vorgefundenen sind ihnen weniger eigen. Neuerdings malt Knuchel auch Bilder, die vollends <erfunden> sind. Beginnt hier ein Spätwerk, nochmals etwas ganz Neues? Wir sparen diese Werkgruppe auf für eine nächste, dritte Ausstellung in der Rüegg-Stiftung.

Zurück also zu dem, was wir eigentlich nicht gern <Realismus> nennen. Der Begriff ist zu technisch, entspricht wie auch die <Rekonstruktion> nicht dem eigentlichen Anliegen der Künstlerin. Denn was sie uns zeigen möchte, ist gerade dieses wenig Realistische, sind diese seltenen Ausnahmeformen, die in der Natur präsent und verborgen sind für die, die so interessiert und so aufmerksam und so empfindsam sind, sie zu erkennen. Man ist versucht zu sagen, dass diese besondere Aufmerksamkeit an Demut gekoppelt ist. Und stösst dabei auf das Anmassende, Verkehrte unserer Weltwahrnehmung. Demut müssten wir uns eigentlich eher von der Natur erbitten: dafür, dass wir so oberflächlich und abgelenkt, so simplifizierend geworden sind, um ihre Komplexität nicht mehr zu würdigen. Dafür, dass wir der digitalen Simulation so viel Raum und Zeit geben, dass uns die Zeit fehlt für die Auseinandersetzung mit dem, was schon da ist.

Die <Realitäten>, denen Knuchel sich so akribisch hingibt, sind geradezu unreal, sind <auserwählt> (Knuchel). <Ich weiss nicht, was es genau ist, das mich dabei berührt>, sagt sie. Das Berührende liegt offenbar gerade darin, dass es nicht benannt, nicht beschrieben werden kann. Es ist einfach da. War da. Denn im Moment, in dem es erkannt wird, in dem es bewusst wird, ist es bereits wieder weg. Verschwunden. Das Licht ist nicht mehr dasselbe. <Ich kann am nächsten Tag wieder genau an die selbe Stelle zurückkommen – und sie erscheint mir langweilig.> Wir sprechen darüber, was der Anteil der eigenen Wahrnehmung an diesen <besonderen Momenten> sein könnte. Ein Thema für ein öffentliches Gespräch mit der Künstlerin?

Bei der Übertragung der Fotografie auf die Leinwand verwendet Knuchel weder Raster noch Projektion. Sie pinnt die Fotografie einfach neben die Leinwand – und beginnt zu malen. Meist komme sie dann irgendwann in einen <schiefen Rank>, meist stelle sich ein Problem, das sich nur durch Erfindungen lösen lässt. In der freien Natur, <plein air>, würden sich diese besonderen Momente sowieso nicht festhalten lassen, weil die Wiedergabe viel zu

viel Zeit in Anspruch nähme – dabei hätte das Licht sich längst verändert. Das Licht: Knuchels Malerei leuchtet von innen heraus. Also doch etwas, was die Natur nicht kann? Es würde nicht wundern, wenn die Künstlerin der Natur auch diese Fähigkeit zusprechen würde. Denn es geht hier letztlich nicht um eine Trennung – zwischen Natur und Kunst. Sondern um das Gegenteil: um eine Verbindung, um eine Verwandtschaft, um eine Übereinstimmung.

Am Rand erwähnt die Künstlerin den Begriff der <unio mystica>. Und spielt damit an auf eine mystische Vereinigung zwischen Kunst und Natur, Mensch und Pflanzen. Wir lassen es offen. Schliesslich ist der Mensch auch Natur – was wir nur allzuoft vergessen. In der stundenlangen, wochenlangen, monatelangen Wiederherstellung eines Moments liegt die Bedeutung dieser Kunst. Dafür ist dieser Moment dann da – für immer. Was ein Augenblick war, kann nun dauerhaft, ruhig, kontemplativ auf uns einwirken. Das ist der Zauber der Kunst. Und wenn Christine Knuchel sagt, dass sie sich manchmal fragen würde, ob sie mit dieser langwierigen Tätigkeit nicht ihr ganzes Leben verpasst hätte, dann ist die Antwort darauf, dass sie diesen unscheinbaren, besonderen Momenten in ihrer Kunst eine Bedeutung gibt, einen dauerhaften Wert. Und: dass sie damit, mit ihrer Malerei, anderen die Gelegenheit dazu verschafft, an diesem vordergründig unscheinbaren Schauspiel auf den Bühnen der Natur teilhaben zu lassen.

Die Ausstellung wird durch zwei Veranstaltungen ergänzt, auf die man gespannt sein darf: Silvio Blatter liest am Mittwoch, 12. Januar 2022 um 19:30 Uhr exklusiv für unser Publikum aus seinem noch unveröffentlichten Roman und am Mittwoch, 2. Februar 2022 um 19:30 Uhr spielt das Duo vontobelstarck mit Hansjörg Vontobel (Blockflöte) und Dominique Starck (Gitarre) für uns auf.

Simon Maurer, Stiftungsrat